Zeitschrift: Itinera : Beiheft zur Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte = supplément de la Revue suisse d'histoire = supplemento della Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 23 (1999)

Rubrik: Die Geschichtswissenschaft und die Jubiläen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Teil 2

Die Geschichtswissenschaft und die Jubiläen

Ungleiche nationale Rendez-vous mit der Geschichte (1886–1998)

Guy P. Marchal

Wir stehen am Ende jener Flutperioden an nationalen Jubiläen, die unser Land seit der Gründung des neuen Bundesstaates alle 50 Jahre zu überschwemmen pflegt, nämlich jeweilen in den Jahren 86 bis 98 und 36 bis 48. Es sind die Jubiläen der Schlacht bei Sempach von 1386, des Bundes von 1291, des Westfälischen Friedens von 1648, des Untergangs der Alten Eidgenossenschaft von 1798 und der Gründung des Bundesstaats von 1848. Jede dieser Flutperioden hat ihr eigenes Erscheinungsbild, das jeweilen viel über das Selbstverständnis und die Befindlichkeit der Schweizer aussagt.

Die Jubiläen von 1886 bis 1898 standen unter dem gemeinsamen Nenner der nationalen Versöhnung im jungen Bundesstaat: Nach Sonderbundskrieg und Kulturkampf wurde Sempach 1886 zum nationalen Wallfahrtsort für Freisinnige und Katholisch-Konservative, welche nun ihr Abseitsstehen im jungen Bundesstaat aufgaben und sich an der Bundespolitik aktiv zu beteiligen begannen. Und selbst die weit auseinanderklaffenden Erinnerungen der Befreiten und der Besiegten von 1798 wurden 1898 im frisch über allem erstrahlenden Glanz der eben erst gefeierten mythischen Gründerväter und Helden vereint, um – wie es der Neuenburger Robert Comtesse sagte – «aus einem Herzen unsere Liebe zum gemeinsamen Vaterland zu bekennen, die Einheit des Nationalbewusstseins, die Kraft des Nationalgefühls, das immer weit über allem stehen muss, was uns trennen kann».[1]

Die Jubiläen von 1936 bis 1948 standen unter dem Zeichen der Geistigen Landesverteidigung, die bruchlos in die Ära des Kalten Krieges übergeführt worden ist. Sie hatte sich ein ehernes Geschichtsbild zurechtgeschliffen, das in sich geschlossen war, wie keines je zuvor, und geprägt von der vielzitierten «Arglist der Zeit», von Einigkeit und Glauben der Gründer von 1291, von Heldenkampf und Selbstbehauptung der Wenigen gegen Übermächte und vom mythischen Gotthard im Herzen der Schweiz.

Und die Jubiläen unserer Flutperiode? Stehen sie nicht unter dem Zeichen der Kommunikations- und Konsensunfähigkeit über den einzuschlagenden Weg angesichts einer Umwelt, die sich seit den 70er Jahren, definitiv aber seit 1989 rapide und radikal verändert?

1 *Journal officiel du tir fédéral 1898,* no. 1, p. 1. Vgl. Guy P. Marchal, «Les mémoires collectives de la Suisse», in: Philippe Henry (Hg.), *Neuchâtel, la Suisse et l'Europe,* Lausanne 1999 (im Druck) oder ders., «Die Kollektiven Erinnerungen der Schweiz: 1898 – 1948 – 1998», in Alexandra Binnenkade und Aram Mattioli (Hg.), *Die Innerschweiz im frühen Bundesstaat. Gesellschaftsgeschichtliche Annäherungen (1848–1874),* Zürich 1999.

1986 war – in frappantem Unterschied zur nationalen Feierstunde von 1886 – weitgehend ein nur marginal wahrgenommenes kantonal-luzernisches Gedenkjahr, wenn wir mal vom Aufschrei um Winkelried absehen. Damals fiel bei einem gesamtschweizerischen Anlass in Luzern – übrigens am gleichen 1. März, an dem die AGGS ihren letzten Historikertag in dieser Stadt durchführte – das Wort vom «ungebärdigen eidgenössischen Egoismus», der sich bei Sempach geäussert habe und glücklicherweise noch immer lebendig sei.[2] Noch im gleichen Jahr wurde der UNO-Beitritt abgelehnt.

1991 verweigerten sich Künstler und Intellektuelle angesichts des Fichenskandals den geplanten Feierlichkeiten, und alle offiziellen Umdeutungsversuche, wie etwa am 1. August auf dem Rütli mit dem Tenor «Das Rütli weist uns den Weg nach Europa»,[3] fruchteten nichts: 1992 wurde der EWR-Beitritt abgelehnt. Nicht dass das eine das andere gleichsam zwingend bewirkt hätte; vielmehr zeugt beides, der Umgang mit der Geschichte wie die Art und Weise, mit denen die politische Auseinandersetzung geführt wurde, vom gleichen aktuellen Malaise.

Die Verweigerer von 1991 hatten dem Land ein Stelldichein gegeben auf das Jahr 1998 zur Feier des 150jährigen Bestehens des reellen Staates und nicht mehr mythischer Uranfänge. Die AGGS ihrerseits hat seit 1993 eine kommunikative Dienstleistung angeboten, damit die verschiedenen Initiativen frühzeitig gegenseitig informiert würden. Sie hat schliesslich selbst z.T. in enger Zusammenarbeit mit der Schweizerischen Gesellschaft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Projekte lanciert: Die Workshops und Tagungen unter dem gemeinsamen Generalthema «Konstruktion und Rekonstruktion des schweizerischen Bundesstaates», die in vier Readern «1798–1998. Die Schweiz: Staat – Gesellschaft – Politik» ihren Abschluss fanden; das Multimedia-CD-ROM-Projekt über die Helvetik sowie die «Geschichts-Agentur '98», deren Leiter Albert Tanner diese Tagung entscheidend gestaltet hat.

Von seiten der Historikerschaft ist dieses Jubiläum in einer beinahe schon konzertierten Aktion vorbereitet worden, wie keines je zuvor. Doch ist auch dieses Rendez-vous der Geschichte mit dem Land von aktuellen Problemen überschattet worden, die so nicht vorherzusehen waren und die selber eben Ausdruck der veränderten Weltlage sind. Ein ganz anderes Thema hat zeitweilig die Diskussionen beherrscht. Unter äusserem Druck hat die Schweiz das tun müssen, wozu alle neueren Ergebnisse der eigenen Historikerinnen und Historiker – und zwar nicht nur der Zeitgeschichte – sie nicht bewegen

2 *LNN*, 3. März 1986, Jubiläumstagung des Artilleristenvereins, Rede von Div. W. Zimmermann.

3 Rede von Nationalratspräsident Ulrich Brämi am 1. August; vgl. Guy P. Marchal, «Das ‹Schweizeralpenland›: Eine imagologische Bastelei», in Guy P. Marchal und Aram Mattioli (Hg.), *Erfundene Schweiz. Konstruktionen nationaler Identität – La Suisse imaginée. Constructions d'une identitée nationale,* Zürich 1992, S. 46f.

konnten, nämlich sich ihrer eigenen Vergangenheit vorbehaltlos zu stellen. Wenn sie jetzt das etablierte Bild ihrer Rolle im letzten Weltkrieg mit einigem Aufwand überprüft, wenn festgefügte Ansichten erschüttert werden, so wirkt sich das letztlich auf das ganze nationalgeschichtliche Konstrukt aus. In diesem Sinne dürfte diese aktuelle Diskussion auch auf das Gedenkjahr abgefärbt haben, und sei es schon nur dadurch, dass die Bereitschaft, die Wandelbarkeit von Geschichtsbildern zu akzeptieren, allgemeiner geworden ist als vor noch nicht allzu langer Zeit. Die Vorstellung von der einen objektiven Geschichte scheint auch hierzulande in der Öffentlichkeit der Feststellung Platz zu machen, dass es eben viele Geschichten gibt, die stetem Wandel unterworfen sind, weil Geschichte nicht einfach vorgegeben ist, sondern von der jeweiligen Generation immer neu gemacht und gedeutet, und zwar immer auch kontrovers gedeutet wird.

Eigentlich gibt es hiefür kaum eine instruktivere Lektüre als die Debatten der Eidgenössischen Räte im Juni und September 1995 über das geplante Jubiläum.[4] Schon deshalb wären sie es wert, gleichsam als kleine Festschrift von National- und Ständerat zum Jubiläum publiziert zu werden. Mit staunender Verwunderung konnte auch der Historiker den Geschichtsvorträgen der National- und Ständeräte zuhören. Schlag auf Schlag folgten sich geistvolle und auch recht simple Deutungen der Schweizer Geschichte der letzten 200 Jahre, und sie wichen je nach Herkunft des Redners erheblich voneinander ab. Während die Aargauer mit der Helvetik den Aufstieg aus Untertanenschaft zu einem vollberechtigten Kanton und die Geburt der modernen Eidgenossenschaft feiern wollten, deren Wiege in Aarau stehe, bat der Nidwaldner Standesherr «um Verständnis gegenüber den dreizehn Ständen, die anno 1798 die Schweiz bildeten», und dafür, dass sein Kanton nicht jubilieren wolle. Und wenn schliesslich die Luzerner Ständerätin Josi Meier mahnte, «lasst diese anderen Orte als die dreizehn alten nicht geschichtslos sein», so verdeutlichte dies im Nationalrat aus der Perspektive jener neuen Orte der Waadtländer Jean-François Leuba auf seine Weise: «Wenn wir sagen ‹unsere Vorfahren die Waldstätte›, so begehen die meisten von uns den gleichen Fehler wie jene, welche die kleinen Senegalesen aufsagen liessen ‹unsere Vorfahren die Gallier›!» Mit dieser provokativen Formulierung hatte Leuba die Frage nach dem Verhältnis der Waadtländer zur einen, nationalen Kollektiverinnerung, welche das Jahr 1798 am liebsten ausklammern wollte, aufgegriffen und mit kaum zu überbietender Radikalität deren Geltungsanspruch für jene, die erst in der Folge von 1798 zu eigenständigen Kantonen geworden waren, verworfen.

4 *Bulletin Officiel,* Conseil National, 8 Juin 1995, p. 1162, 1174f. Conseil des Etats, 19 septembre 1995, p.15, 17f., 28.

Ist es nach dem ängstlichen Kompromiss, zu dem sich die Räte schliesslich durchrangen, dass nämlich die Gründung des Bundesstaats 1848 gefeiert, der Helvetik – sollte man sie überhaupt nennen? – aber bloss als Vorgeschichte gedacht werden solle, nicht erstaunlich, welches Gewicht in diesem Jahr gerade der Helvetik zugekommen ist? Selbst das würdige Gedenken an die dunkelste Stunde jener Zeit, an den Schreckenstag von 1798 in Nidwalden, hat die traditionellen Muster hinter sich gelassen und ist zu einer tiefen, allgemeingültigen Deutung der Vorgänge vorgestossen. Wenn bis in die 90er Jahre die traditionellen «Alten Eidgenossen» im Geschichtsbild dominiert haben, so scheint heute die Helvetik wie die frühe Geschichte des Bundesstaates im Geschichtsbewusstsein wachgerufen worden zu sein wie nie zuvor. Neben der einen gemeinsamen Erinnerung, die ihren Stoff vorwiegend aus dem Mittelalter bezieht, ist eine Vielzahl gegensätzlicher Erinnerungen an 1798 aufgelebt im Aargau, in Uri, in der Waadt und in Basel, in Nidwalden, im Thurgau, in Schwyz, Neuenburg, Zug und anderswo. Die Selbstverständlichkeit, mit der das geschah, bestätigt, dass diese Vielfalt ebensosehr zur schweizerischen Geschichtskultur gehört wie das Geschichtsbild von den «Alten Eidgenossen».

Wenn diesem Vorgang ein Sinn abgewonnen werden soll, der über die skeptische Feststellung, «auch wenn Jubiläen nicht schaden, so nützen sie wenig», hinausgeht, liesse sich folgendes bedenken: Es ist heute, gerade auch im Zusammenhang mit der Diskussion um die jüngste Vergangenheit, wieder vermehrt die Rede von einer Verunsicherung, ja einer Identitätskrise der Schweiz angesichts der notwendigen Neuorientierung in einer veränderten Welt. Lassen wir den schwammigen Identitätsbegriff hier auf sich beruhen. Auszugehen ist jedenfalls davon, dass Identität nicht etwas naturhaft Vorgegebenes und daher Unwandelbares ist, sondern je nach durchgemachten Erfahrungen und dem sich hieraus ergebenden Erinnerungsschatz und Selbstwertgefühl heraus immer wieder neu konstruiert wird. So gesehen ist das An-den-Tag-Treten der Vielfalt kollektiver Erinnerungen gerade im Zusammenhang mit 1798 nicht ein Krisenphänomen der nationalen Identität, sondern Beweis für eine ungeahnte Vitalität der Selbstreflexion auch auf der Ebene der Kantone und Gemeinden.

Und die «politique de la mémoire», die sich in den Eidgenössischen Räten 1995 unüberhörbar zu Wort gemeldet hat, sie müsste gerade dies fördern: die Vielfalt der kollektiven Erinnerungen mit ihren spezifischen Geschichtsbildern, denn sie gehören zur Schweiz wie das Rütli und der Gotthard. Es gab auch schon eine Zeit, wo die Schweiz gerade wegen ihrer Vielfalt der Eigenverantwortlichkeiten von den Gemeinden bis zum Bund und ihrer Teilhabe an drei europäischen Kulturkreisen als Beispiel für ein geeintes und doch vielgestaltiges Europa wahrgenommen worden ist – und die Schweizer

haben sich dessen nicht geschämt. Die Disparität der Kollektiverinnerungen und Traditionen, wie sie sich in diesem Jubiläumsjahr weit stärker als 1991 hat äussern können, ja überhaupt die politische Vielfalt und Plurikulturalität der Schweiz – bedeutete ihre Bejahung nicht auch und gerade die Bejahung der europäischen Identität der Schweiz?

Du bon usage de l'instrumentalisation

François Walter

Même bien décidé à ne pas se laisser piéger par la logique commémorative, l'historien de ce pays, de quelque obédience qu'il fût, ne pouvait totalement éviter de sacrifier aux rites de la prise de parole publique. La pression était d'autant plus forte que toutes les manifestations de l'année 98 ont été, qu'elles le veuillent ou non, que la problématique soit explicite ou le plus souvent implicite, comme immergées dans le vaste débat médiatique sur les fonds dormants et la mémoire de la Deuxième Guerre mondiale. Jamais dans une année de réflexion sur les processus historiques de formation de l'identité nationale, les rapports entre histoire et mémoire n'auront été aussi houleux. A la limite, la réflexion proprement historique a pâti de la confusion entre les deux. C'est la question d'une participante à un débat public qui m'a éclairé sur la difficulté. Cette personne demandait comment les historiens géraient l'oubli. Question embarrassante pour ceux qui font métier de sauvegarder la mémoire. Mais à y regarder de plus près, il convient de faire la part des choses. L'oubli est nécessaire; il est la condition de la mémoire; il permet de survivre et d'échapper aussi bien au passé qu'à l'obsession de la mort. Si l'historien n'a pas à contrer ce mouvement, il convient par contre qu'il lutte contre l'ignorance, ce qui est très différent. Pour qu'on apprenne à vivre avec le passé, il faut commencer par le connaître. A mon sens, l'exigence de connaissance vient avant tout autre demande sociale. Etait-il dès lors possible de rester en dehors, surtout quand on se trouve quotidiennement confronté professionnellement au déficit de culture historique de nos contemporains?

Un risque à courir

Les hasards du calendrier ont certes multiplié les occasions de se battre contre l'ignorance, sur le front des événements suisses comme sur celui des commémorations européennes. De ce point de vue, l'année 99 se présente dans une conjoncture plus calme. D'emblée, laissons ricaner ceux qui redoutent le risque d'instrumentalisation. Faut-il se culpabiliser d'avoir été instrumentalisé en cédant aux rites des grandes liturgies commémoratives? Bien sûr que non car l'historien ne peut totalement échapper au risque de récupération de son savoir à des fins politiques. L'essentiel est surtout de faire bon usage de l'instrumentalisation. Nous nous devons de réagir aux sollicitations du présent. Quoi de plus normal que d'essayer de répondre

aux questions que pose la mémoire trop fugace de nos contemporains? Comme le disait Marc Bloch, nous avons charge d'âmes, ce à quoi Paul Ricoeur a renchéri en rappelant combien nous sommes «les débiteurs insolvables du passé». Dans notre manière de traiter les commandes que génèrent les anniversaires historiques, tout est question de nuances et de mesure. Avant de sombrer dans les dérives de l'historiographie totalitaire, il y a moyen d'assumer le risque d'instrumentalisation sans perdre son âme.

Dans cette aventure, le gros problème est que la commémoration a besoin de l'unanimité. Le choix de 1848 comme date pivot des célébrations nationales s'est imposé à la classe politique précisément par son caractère consensuel (ou en tout cas estimé tel lors du grand débat aux Chambre fédérales en 1995). A contrario, la date de 1798 a gêné les députés justement parce qu'il lui manque selon les termes de l'un d'entre eux «les ingrédients d'un ciment national». Ici, l'historien dérange par son obsession de l'interprétation plurielle et nuancée. Pour celui qui par métier décrypte les connivences, l'unanimité nationale est avant tout une convention sociale patiemment construite par les sociétés et sans cesse à refaire. Au fond, un objet d'histoire comme les autres.

L'historien et les médias

Le journalisme et l'histoire sont deux métiers très différents et leur confusion grandissante dommageable. Certes, le passé appartient à tout le monde et nul ne saurait empêcher quiconque de se prétendre historien. L'historien, quand il intervient dans les médias, le fait avec ses compétences propres. L'un des habitus de notre métier est de mettre de l'ordre dans la complexité du passé sans pour autant réduire cette complexité. Ainsi, nous savons donner son épaisseur à l'événement en le situant dans de multiples temporalités. Partant, ceux qui jouent le jeu de l'interview pour la presse écrite comme pour la radio ou la télévision se sont souvent trouvés floués. Les conditions d'énonciation du message sont d'une tout autre nature et les historiens ne sont guère parés pour aborder la logique de la formule cursive et de la phrase percutante. Souvent d'ailleurs, le journalisme confond la recherche historique avec la quête du scoop comme si un document unique sorti des archives allait dévoiler la vérité toute nue alors que nous pensons séries, recoupements, pluralités des sources et contextualisation. Les historiens restent heureusement réfractaires à la pratique de plus en plus envahissante des «ready-made statements», le prêt-à-penser historique. Dans cette logique, la remarque du rédacteur d'un hebdomadaire sollicitant un article sur 1848 me paraît symptomatique: «Pouvez-vous faire quelque chose d'un peu sexy?» me demandait-il. J'ai préféré décliner.

L'année 98 aura du moins permis de nous conforter dans l'idée que les relations nécessaires avec la presse sont une affaire de professionnels et qu'une formation dans ce sens est probablement souhaitable. De même qu'on ne s'improvise pas enseignant, la médiation de l'information par voie de presse ou de radio implique un apprentissage.

Mais la presse ne prise guère les intellectuels. En Suisse, généralement, l'intellectuel n'a pas d'audience. On s'en méfie. C'est probablement une situation qui amplifie le danger d'une forme pernicieuse d'instrumentalisation, celle qui provient du succès médiatique. La reconnaissance par les médias est devenue aujourd'hui une composante de la légitimation scientifique. Reste que les historiens sont bien en deçà de ce «magistère» que François Mitterand souhaitait leur voir exercer.

La conséquence de la mise à l'écart des historiens professionnels a été la publication des poncifs habituels sur 1798 et 1848, voire la diffusion d'absurdités historiques. Par exemple, l'idée que la Suisse était en 1848 «le tiers-monde de l'Europe»! Un article émanant d'une agence d'information d'organisations humanitaires a été repris tour à tour par la plupart des journaux romands entre le 16 janvier 1998 (parution dans *La Liberté*) et le 25 mai 1998 (reprise dans *Le Temps*). L'essentiel de l'argumentation se résume en quelques lignes: «Dans la première moitié du XIXe siècle, les cantons, régulièrement affamés (sic) recevaient des dons d'Allemagne, de France, d'Italie, d'Angleterre» et bénéficiaient même de «l'aide russe». Cet article a fait des ravages, j'ai pu le constater fortuitement, en particulier chez les élèves des écoles primaires; ses thèses auront laissé des traces dans les esprits beaucoup plus que les discussions savantes des colloques historiques superbement ignorés des médias. Or, le rapprochement entre la Suisse du XIXe siècle et le Tiers Monde actuel n'a aucun fondement. Totalement anachronique, ce raccourci néglige allègrement le contexte, ignore la réalité des conditions économiques et sociales dans l'Europe du temps et induit faussement d'un fait réel (les dons de l'étranger) une analogie avec le présent. Si les misères du temps (en particulier les catastrophes naturelles) entraînent la mobilisation des réseaux de solidarité à travers l'Europe, c'est parce que les communautés suisses de l'étranger répondent massivement à l'appel de leurs concitoyens. Lors d'inondations en Valais, il est courant qu'on recueille plus d'argent auprès des Suisses de Russie ou d'Argentine que dans certaines régions du pays sans liens particuliers avec la vallée du Rhône. Dans le cas de l'article incriminé, introduire ce message aurait court-circuité à l'évidence le choc émotionnel sur lequel reposait l'argument du journaliste.

La responsabilité sociale de l'historien

Les anniversaires ont été le prétexte à une intense activité rédactionnelle. C'est peut-être là notre manière d'instrumentaliser les éditeurs. La qualité des publications est évidemment très variable. Parmi les meilleurs choses, j'ai apprécié en Suisse romande l'ouvrage collectif paru sous le titre *De l'Ours à la Cocarde. Régime bernois et révolution en pays de Vaud (1536–1798)* et au Tessin le livre accompagnant l'exposition *Ticino 1798–1998. Dai baliaggi italiani alla Repubblica cantonale.*

D'autres projets n'ont pas su se démarquer du péché originel de l'historiographie en Suisse qu'est le provincialisme le plus décourageant qui soit. Les nombreux colloques n'ont souvent guère rompu avec le nombrilisme habituel, pour le plus grand bonheur des érudits locaux mais au grand dam de ceux qui pensent que l'histoire de la Suisse ne peut progresser qu'à condition d'être confrontée aux grands espaces du comparatisme national et européen. De ce point de vue, le colloque organisé au mois de mai par la chaire d'histoire moderne de l'Université de Fribourg (prof. M. Turchetti) restera exemplaire par la confrontation de l'exemple suisse avec les situations vécues en 1798 par les autres régions d'Europe annexées par la France.

Plus inquiétante encore que le provincialisme, parce qu'en progression, la méconnaissance réciproque des historiens à l'intérieur de la Suisse. Les Alémaniques ne lisent plus les collègues romands et les Suisses francophones ne font guère d'effort pour intégrer l'immense production des historiens alémaniques. Ce phénomène dommageable pour la compréhension confédérale s'est accompagné d'une abstention effarante des historiens romands face aux entreprises d'envergure nationale. Enfermées dans leurs chapelles locales et cantonales, les Suisses romands ont très peu participé aux nombreux projets coordonnés par la Société générale suisse d'histoire. Peu réductible à un schéma simple d'explication, cette abstention mérite qu'on y porte dans les mois à venir une sérieuse attention. En effet, le manque de communication à l'intérieur de la communauté des historiens est préoccupant dans un contexte où l'historien est de plus en plus sollicité. On ne cesse de nous demander de tirer les leçons du passé et d'éclairer le présent.

Pourtant, la relation nouvelle que doit tisser l'historien avec l'espace public implique un certain nombre de précautions. D'abord parce que l'image de l'historien dans le grand public est sans doute à corriger. Comme l'écrit François Bédarida dans la première livraison 1998 de la *Revue historique,* nous ne déterrons pas des cartons d'archives comme on déterre des pommes de terre pour fournir des faits tout faits. Croire à la responsabilité sociale de l'historien, c'est avant tout réaffirmer nos exigences de vérité. Elles passent par un patient travail d'élaboration de l'objet si l'on veut assumer

cette fonction de «passeur» à la recherche du sens, qui, comme l'écrit encore Bédarida, «procède à l'inscription du passé dans le présent, établissant ainsi un pont vers l'avenir» (p. 23). Ce n'est pas le document qui fait l'histoire mais la problématique mise en œuvre. Les historiens-experts que l'on exhibe volontiers aujourd'hui s'exposent à leur corps défendant à être entendus comme des policiers et des procureurs. L'expertise banalisée est aujourd'hui l'un des risques les plus pernicieux de détournement de la profession d'historien.

Si la société fait de plus en plus appel aux historiens, elle refuse aussi de les entendre quand ils parlent clair. Comment faire saisir aux Vaudois que le 24 janvier 1798 n'est pas la date de l'indépendance mais que la proclamation d'indépendance est effective seulement le 10 février, paradoxalement au lendemain de l'acceptation de la Constitution helvétique? De telles ambiguïtés familières aux chercheurs ne sauraient entraver la marche du patriotisme local sinon au risque de faire passer les historiens pour de dangereux contestataires. De même laisser entendre que 1648 n'a pas été vécu par les contemporains de l'événement comme une rupture avec l'Empire revient à interférer avec la lecture que le sens commun retient de l'événement. Pourquoi pas alors jouer le jeu de l'instrumentalisation? Plus que de l'érudition ennuyeuse, le public attend des éléments de réponse aux questions qui se posent aujourd'hui. Ainsi, avec l'enjeu que représente pour la Suisse l'intégration à l'Europe, il convient de relire 1648, 1798 et 1848 en attirant l'attention sur les interprétations divergentes, aussi bien dans le sens du repli que dans celui de l'ouverture, que proposent diverses générations d'historiens d'une part et divers groupes engagés socialement dans la Cité d'autre part. Mais attention, un passé peut toujours en cacher un autre. Par les éclairages successifs et contrastés qu'il propose, l'historien dérange les attentes politiciennes. S'il interpelle, il n'a pas ensuite à endosser les responsabilités politiques du jugement. Par ailleurs, quels que soient nos efforts, la mémoire demeurera le plus souvent intraitable. Nous avons lancé nos fusées et nos pétards en 1998. Une fois la fumée dissipée, gageons que la classe politique tout comme le citoyen moyen continueront à percevoir 1798 et la République helvétique comme une malheureuse parenthèse. Que faire alors sinon construire à notre tour cette mémoire qui s'obstine en passionnant objet d'histoire.

1848 – auch eine Geschlechterordnung

Elisabeth Joris

Zentrale Intention meiner Aktivitäten als Historikerin in diesem Jubiläumsjahr war, die geschlechtsspezifischen Implikationen der neuen politischen Ordnung von 1848 ebenso sichtbar zu machen wie deren liberal-demokratische und fortschrittsorientierte Facetten. Die spezifischen Geschlechterverhältnisse zeigen sich auf verschiedenen Ebenen:

1. auf der rechtlichen Ebene mit dem Ausschluss der Frauen von der Staatsbürgerschaft und ihrer Diskriminierung im Privatrecht.
2. auf der symbolischen Ebene in der Deutung des Staates als eines Zusammenschlusses freier und wehrhafter Männer und der damit zusammenhängenden Selbstdarstellung in Bild und Wort.
3. auf der Ebene des Lebensvollzugs der involvierten Akteure, ermöglichte doch nur die faktische Ungleichheit und kaum thematisierte geschlechtshierarchische Arbeitsteilung ihr ungehindertes politisches Engagement. Dieses basiert auf den von Frauen weitgehend unsichtbaren und unentgeltlichen Leistungen im Hintergrund.
4. auf der strukturellen Ebene im Sinne der geschlechtsspezifischen Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit als konstitutivem Element dieses Staates. Für dessen Analyse erweist sich daher der Einbezug der Kategorie Geschlecht als unabdingbar.

Es war mir aber ebensosehr ein Anliegen, die Paradoxien der Demokratie (Agnes Heller) anhand des Ausschlusses der Frauen in deren spezifisch schweizerischen Ausformung bewusst zu machen. Die Vorstellung des Staates als eines Zusammenschlusses von Gleichen geht vom Bild der Homogenität des Volkes aus. Der Wille des Volkes ist jedoch der Wille der Mehrheit der Zugelassenen, und diese Mehrheit bestimmt auch die Kriterien der Zugehörigkeit zum Volk. So wurde schon in den Verfassungsdebatten der Regeneration im Kanton Zürich «zart erörtert, ob die Frauen auch zum Volk gehören». Es war die als fortschrittlich erachtete direktdemokratische Mitbestimmung, diese Selbstinszenierung der Schweizer Männer als souveränes Volk, welche die Fortschreibung der Diskriminierung im Sinne des Ausschlusses eines Teils der Bevölkerung seit 1848 bis in die Gegenwart immer wieder ermöglichte. Nicht nur die Frauen, sondern auch die sogenannten «Heimatlosen» und die jüdische Bevölkerung sowie die hier ansässigen Personen ohne Schweizerpass waren oder sind bis heute von diesem demokratisch legitimierten Ausschluss betroffen.

Mit den beiden Schwerpunkten Geschlechterverhältnisse und Ausschluss erhoffte ich mir eine gegenwarts- und zukunftsbezogene Diskussion über eben diesen Staat und diese Gesellschaft. Während der Einbezug der Frauen auf der Ebene des Staates Teil des öffentlichen Diskurses ist, so wird deren weitgehendes Fehlen an den Schalthebeln der Wirtschaft wenig bis gar nicht reflektiert. Auf der symbolischen Ebene zeigte sich dies 1998 in der Selbstinszenierung von Cabiallavetta und Ospel als erfolgreiche Sieger nach der Fusion der Schweizerischen Bankgesellschaft und des Schweizerischen Bankvereins zur UBS. Die Sprache war dabei ebenso aussagekräftig wie der Auftritt selbst. Mit der klaren Erwartung eines unbeschränkten Einsatzes im Dienste des Unternehmens wird die alltägliche Grundlage dieses Einsatzes, die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung, unreflektiert als selbstverständlich vorausgesetzt. Die sich dem Wettbewerb und den Gesetzen des Marktes entziehende unentgeltliche und unsichtbare Hintergrundarbeit von Frauen im Sinne von Haus-, Erziehungs- und Beziehungsarbeit ist weiterhin konstitutives Element dieser Gesellschaftsordnung. Trotz formaler Gleichheit wird damit real Ungleichheit fortgeschrieben. Ebensowenig thematisiert werden aber in den laufenden Asyldebatten die Paradoxien der Demokratie, werden doch Diskriminierungen und die Verletzung von Menschenrechten mit dem Volkswillen demokratisch legitimiert. Es mangelt meines Erachtens an grundsätzlichen Diskussionen zum Verhältnis von Liberalismus und Demokratie sowie vom Recht des einzelnen und der Macht des Volkes als einer Macht der Mehrheit.

Ergebnisse

Für mich und viele beteiligte Historikerinnen und Historiker brachten die oft äusserst anregenden Auseinandersetzungen um die Geschichte des Bundesstaates neue Impulse und – Nebeneffekt aller geschichtsträchtigen Jubiläen – Aufträge. Zwar war in den engeren Zirkeln der historischen Wissenschaft das Demokratiedefizit bezogen auf die Frauen nur Randthema, doch gegen aussen gelang es den Historikerinnen durch eine medienwirksame Öffentlichkeits- und Vermittlungsarbeit, die Frauen als historische Subjekte sichtbar zu machen. Eine solche Breitenwirkung wurde bis anhin mit frauengeschichtlichen Themen noch nie erreicht. Doch in den öffentlichen Diskussionen um die Rolle der Schweiz, ob zu Zeit der Bundesstaatsgründung oder im 2. Weltkrieg, waren Historikerinnen wenig präsent und auch kaum gefragt. Damit behält die Geschichte der Frauen weiterhin den Status eines Sonderthemas, die anvisierte Berücksichtigung der Kategorie Geschlecht in allen Bereichen der Geschichte bleibt weitgehend Wunsch. «Geschlecht als Methode», der vielversprechende Titel

des Historikerinnenkongresses 1998, wurde weder breiter rezipiert noch umgesetzt.

Eine grosse Wirkung erzielte die Auseinandersetzung mit der Schweizer Geschichte nicht aufgrund des Jubiläums, sondern als Folge des Druckes von aussen. Die Diskussionen um den Bundesstaat und den Sonderstatus der Schweiz erhielten eine Dimension von grosser Aktualität. Die Geschichtswissenschaft ihrerseits gewann damit an gesellschaftspolitischer Relevanz.

Doch trotz des grossen Legitimationsgewinnes wird die Geschichtswissenschaft der ideologisch motivierten Verdrehung verdächtigt. Der schmerzhafte Abschied vom lange gehegten Eigenbild «Sonderfall Schweiz» wird ihr vielfach als Verlust angekreidet statt als Verdienst angerechnet. Auf dem Hintergrund der langjährigen Beurteilung der kritischen Geschichtsschreibung als staatsfeindlich ist dies nicht weiter erstaunlich. Zu denken geben sollte jedoch in diesem Jahr der Hinterfragung der Geschichte das geringe Gewicht, das Historikerinnen und Historikern in den öffentlichen Debatten um diesen Staat zukommt. Im Gegensatz zu den Schriftstellern und Literaturprofessoren wie Adolf Muschg und Peter von Matt werden diese mit Ausnahme von Hans-Ulrich Jost und Jakob Tanner auch 1998 nicht als Intellektuelle wahrgenommen. Es ist wohl nicht zufällig, dass Peter von Matt mit einer vielbeachteten Rede sowohl in Aarau die Jubiläumsfeierlichkeiten eröffnete als auch in Stans der Niederlage der Nidwaldner von 1798 gedachte – und nicht eine Historikerin oder ein Historiker.

Erstaunlich ist aus der Sicht der Historikerin und politisch interessierten Zeitgenossin aber auch die geringe Beachtung des Jubiläums durch den Freisinn, ist doch 1848 das Symbol seines Triumphes. Nicht der Bundesstaat, sondern eher die Kantonsgründungen von 1798 wurden als bedeutende Ereignisse gefeiert, aber weniger deren inhaltlichen und politischen Implikationen als ihres identitätsstiftenden Charakters wegen. So erzielte das anfänglich verschmähte Jahr 1798 schliesslich eine grössere Breitenwirkung als das Jahr 1848.

«Die Zukunft soll die alte bleiben!»

Holger Böning

Während der vergangenen Jahre sind – seit etwa 1995 – dermassen viele kluge Worte zum Sinn oder Unsinn von Jubiläen im allgemeinen und zur Feier der Helvetischen Revolution und der Gründung des Schweizerischen Bundesstaates im besonderen gesagt worden, dass ich mich scheue, dem noch etwas hinzuzufügen. Das Feiern von Geschichte bei Jubiläen diene der Integration gesellschaftlicher Gruppen durch Identitätsbildung aus der Geschichte, so habe ich gehört, aber auch, dass solches zu nationaler Selbstüberschätzung, zur Abwertung des Fremden und zur Förderung des Traditionalismus führen könne. Jubiläen schadeten nicht, so wurde vertreten, nützten aber auch wenig. Ein Ordinarius sorgte sich, viel an fachlichen Ressourcen werde durch den Zwang zur runden Zahl gebunden, und ich musste an meine zahlreichen arbeitslosen Kollegen denken. Am klügsten wollte mir ein Gedanke des grossen österreichischen Chansonniers Georg Kreisler scheinen. Er singt in einem Lied über die Inszenierung von Jubiläen: «Die Zukunft soll die alte bleiben!»

Ich möchte einige kleine Erfahrungen berichten, die ich – als Aussenstehender – mit den Jubiläen der Schweizer gemacht habe. Als mich vor zwei Jahrzehnten bei meiner Arbeit über Heinrich Zschokke und seinen «Aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten» erstmals die Ereignisse der Helvetischen Republik – ich hatte der Schweiz eine so bewegte Vergangenheit nicht zugetraut – faszinierten, betrieb ich Feldforschungen zum Geschichtsbewusstsein der Schweizer. Ich pflegte meine Abende nach der Archivarbeit in Kneipen der schönen Städte Aarau, Bern und St. Gallen zu verbringen, stellte mit Freude fest, dass dort mehr Wein getrunken wird als in Bremen, musste in den Gesprächen aber auch mit Bedauern zur Kenntnis nehmen, dass von der Helvetischen Republik oder gar Revolution auch nicht einer der dort anwesenden jungen Gäste je gehört hatte. – Schweizer Historiker, die ich befragte, bestritten diese Unkenntnis.

Ich traute mehr meinen abendlichen Gesprächspartnern, zumal ich, mit dem Bibliographieren schon recht vertraut, auch keine aktuelle Darstellung der historischen Ereignisse auffinden konnte. 1985 verfolgte ich dann das Ziel, die mir liebgewordene Zeit durch ein – so jedenfalls meine Absicht – populär geschriebenes Buch Schweizer Lesern näherzubringen, aber die Desillusionierung begann bereits bei der Verlagssuche. Über die Zahl der abgesetzten Exemplare und die Reaktionen möchte ich nicht reden, eine Rezension aus der Schweiz gab es nicht. Dafür begrüsste mich einer der

prominentesten Schweizer Historiker, dessen Darstellungen gerne die Harmonie, soziale Ausgeglichenheit und gute Ordnung der Schweizer Zustände vor 1798 betonen, zu einer Tagung auf neutralem Boden in Tschechien mit den Worten: «Ach, sind Sie es, der dieses schreckliche Buch geschrieben hat?»

Die Rezeption meines Buches von 1985 änderte sich erst im Vorfeld des heutigen Jubiläums. Ich durfte mit Freude erfahren, dass eine jüngere Generation von Historikern es nicht mehr ganz so seltsam fand, dass ein Norddeutscher, der nicht einmal die Berge sonderlich schätzt, sich mit ihrer Geschichte befasst. Und mit meinem zweiten Buch zur Helvetik – meine vielleicht etwas naiven Vorstellungen von Popularität hatte ich inzwischen aufgegeben – gewann ich ein neues Verhältnis zu Gedenktagen. Ich fand nicht nur problemlos einen ordentlichen Schweizer Verlag, sondern erhielt im vergangenen halben Jahr auch dermassen zahlreiche Reaktionen in Form von Rezensionen, Einladungen zu Fernsehsendungen und zu Diskussionen oder Zeitungsbeiträgen, dass meine Wertschätzung von Jubiläen historischer Ereignisse stark gewachsenen ist. Und auch meine Erfahrungen in Gesprächen mit Schweizer Nichthistorikern sind etwas andere geworden: Bei meinen fünf Besuchen, die ich Ihrem Land in diesem Jahr abstatten durfte, habe ich den Eindruck gewonnen, dass das Wissen über die historischen Ereignisse von vor zweihundert Jahren etwas grösser geworden ist, auch wenn aktuellere, für einen Deutschen schwieriger zu diskutierende historische Geschehnisse die Gemüter stärker bewegen als Helvetische Revolution und Konstituierung des Bundesstaates.

Die Reaktionen auf mein zweites Helvetik-Buch in inzwischen etwa hundert Rezensionen waren für mich sehr lehrreich. Sie filtrierten aus meiner Darstellung, in der ich mich darum bemühte, diesmal vor allem die Quellen selbst sprechen zu lassen, nämlich gerade das heraus, was mir in meinem ersten Buch besonders am Herzen lag, dort aber offenbar ein wenig zu polemisch vorgetragen hatte: eine Ehrenrettung der Helvetik. Selbst in einem Blatt wie dem in Winterthur erscheinenden *Sport + Verkehr* wurde mir nun bescheinigt, ich lieferte einen «wichtigen Beitrag zu einer ausgewogeneren Geschichtsbetrachtung». Und obwohl ich diesmal stärker auch auf die Bedeutung des französischen Eingreifens eingegangen war, konnte ich 1998 lesen, es werde durch mich mit dem Vorurteil aufgeräumt, «dass der Umbruch von 1798 nicht auf schweizerischem Mist gewachsen, sondern von aussen in die Schweiz getragen worden sei»: «Die Revolution wurde von Schweizern durchgeführt, in den aristokratischen Ständen war sie meist getragen von aufgeklärten Angehörigen der Oberschicht. Dass die Revolution aber nur mit Hilfe französischer Truppen möglich war, liegt an der Immobilität der patrizischen Obrigkeiten, die auch geringste Reformbestrebungen

systematisch mit brutaler Gewalt niedergeschmettert hatten. [...] Wenn die Revolution 1798 erfolgreich war, lag das weniger an den französischen Truppen, sondern daran, dass die Aristokratenherrschaft nicht mehr in der Lage war, ihre drückende Vorherrschaft mit Gewalt zu verteidigen. Schliesslich hatte sich im Baselbiet, in der Waadt, in Genf, im sanktgallisch-fürstäbtischen Gebiet und in Luzern die Revolution durchgesetzt, längst bevor ein französischer Soldat das Gebiet der Eidgenossenschaft betreten hatte.» (*Sport + Verkehr*, Oktober 1998) In den Rezensionen wurde schliesslich auch betont, dass die Helvetik, indem sie sich an die Französische Revolution anlehnte, nicht einfach fremdes Gedankengut angenommen, sondern sie ebenso an die Tradition der schweizerischen Freiheitsrechte angeknüpft habe. Und natürlich freute es mich als Ausländer, dass es mein Verdienst gewesen sein soll, «diesen Entwicklungsstrang herauszuarbeiten und damit einer nationalistischen Geschichtsbetrachtung abzuschwören, die in den Pionieren der Helvetischen Republik Landesverräter statt gute Patrioten sah». (*Reformierte Presse*, Zürich, 13.11.1998)

Meine positiven Erfahrungen mit dem Jubiläum 1998 lassen sich zusammenfassen: Jahrestage stehen nicht einfach zur Disposition. Sie sind da. Jahrhundertealte Traditionen im Feiern von Jubiläen lassen sich, und wären wir noch so skeptisch, nicht einfach übergehen. Es hängt durchaus auch von den Historikern selbst ab, ob eine Jubiläumsfeier von der Bevölkerung einfach nur schulterzuckend mit den Worten kommentiert wird: «Auch wenn Gelehrte streiten, es lebe unser Tell.»

Ich möchte abschliessend, wiederum aus der Sicht von aussen, einige Worte dazu sagen, was mir an dem halben Jahrhundert von 1798 bis 1848 der Erinnerung wert scheint und wer zum Erinnern bewegt werden soll.

Mir scheint es der Erinnerung wert, dass die Schweiz einmal ein Bürgertum besass, das sich seiner Verantwortung für das Gemeinwesen bewusst war und das ein gemeinnütziges Engagement als Tugend empfand. Die hervorragenden Vertreter dieses Bürgertums waren – geprägt von der Aufklärung – beseelt von dem Gedanken, dass bei der Gestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse die menschliche Vernunft Massstab des Handelns zu sein habe und dass man einer Gesellschaft von dem zurückgeben müsse, was man von ihr empfangen hat. In einer Zeit, da man uns im täglichen Singsang der grossbürgerlichen Zeitungen von Globalisierung kündet und nahelegt, die Gesetze eines weltweiten Marktes als Vernunft zu akzeptieren, der sich der einzelne am besten unterordnet, wollen mir Denken und Handeln des historischen Bürgertums als Massstab erscheinen, an den die heutigen Herren der übernationalen Konzerne durch Schweizer Bürger mit Nachdruck zu erinnern wären.

Zur Rolle eines Historikers angesichts von Jubiläen und Orientierungskrise

Thomas Maissen

Durch meine journalistische Tätigkeit für die *NZZ* bin ich als ausgebildeter Frühneuzeitler mit gegenwärtigem Forschungsschwerpunkt im 17. Jahrhundert unvermittelt in die aktuellen Debatten zu Zeitgeschichte und Jubiläen verwickelt worden und benutze deshalb gerne die Gelegenheit, einige Überlegungen über die Rolle der Historie und eines Historikers in diesem Zusammenhang anzustellen.

Ende 1996 regte mich der Chefredaktor (und Historiker) Hugo Bütler an, in einer Serie die Berichterstattung der *NZZ* in den Jahren 1847 und 1848 zu präsentieren. Daraus entstanden rund 75 Artikel, die in den vergangen zwei Jahren in der Zeitung und inzwischen auch – um die Vorgeschichte ab 1798 erweitert – als Buch erschienen sind. Auswahl, Form und Inhalt waren mir freigestellt. Wie aus Patrik Ettingers Medienanalyse hervorgeht, hat diese Artikelreihe zur Bundesstaatsgründung in der Kategorie «überregionale Medien der Deutschschweiz» die Schwergewichte deutlich zugunsten von 1848 verschoben, während in den anderen Kategorien offenbar 1798 obenauf schwang. Das war kein gegenwartsbezogener politischer Schachzug der *NZZ* oder später freisinniger «Triumphalismus»; die Serie drückt einerseits das bereits früher gepflegte Interesse für die Geschichte der eigenen Zeitung aus, zum anderen ihr Bekenntnis zum liberalen Staat von 1848. Vor allem proportional klar weniger gegenwärtig war in der *NZZ* das Jubiläum von 1798; soweit es mich betraf, war dies eine reine Frage der Arbeitskapazität. Dagegen deckte die *NZZ* das dritte Jubiläum von 1648 im schweizerischen Vergleich am stärksten ab, wobei sich aus meinem eigenen Forschungsinteresse Synergien ergaben.

Die Serien zu 1847 und 1848 beruhten auf einer einzigen, aber extensiv ausgewerteten zeitgenössischen Quelle und der Sekundärliteratur. Dank ausgiebigen Zitaten der damaligen *NZZ* aus anderen Zeitungen gelang es auch, die Positionen und die Sprache der protestantischen und katholischen Konservativen deutlich aufzuzeigen und nicht bloss die Siegergeschichte nachzuzeichnen. Wo dies von den Quellen her möglich war, wurden Fragen der jüngeren Forschung aufgegriffen, etwa die Bedeutung wirtschaftlicher Anliegen für die Bundesstaatsgründung. Absichtlich wurde auch die Entwicklung im Ausland gebührend geschildert, woraus die internationale Bedingtheit der schweizerischen Entwicklung deutlich werden sollte. Bei solchen Problemen lagen die aktuellen Parallelen auf der Hand, ohne dass

sie ausdrücklich thematisiert worden wären. Insofern war die Serie – um Albert Tanners maliziösen Rekurs auf Nietzsche aufzunehmen – vorwiegend «antiquarisch»: Sie vermittelte Faktenwissen und Atmosphärisches zur Bundesstaatsgründung als einem zentralen und in mancher Hinsicht wegweisenden Moment der Schweizergeschichte.

Entsprechend waren die Reaktionen auf die Serie geteilt, soweit sie mir überhaupt zu Ohren kamen. Grundsätzlich war das Echo desto positiver, je vertrauter der Gegenstand der betreffenden Person war. Mit einigen Lesern ergaben sich daraus briefliche und auch mündliche Diskussionen – aus gemeinsamem Interesse und ohne grundlegende Divergenzen. Kritisiert wurde, auch von Kollegen innerhalb der *NZZ*, dass einem historischen Thema so viel Platz gewidmet wurde. Historiker, die dem Thema fernerstanden, beanstandeten ausserdem das Niveau, das wissenschaftlichen Ansprüchen nicht genügt habe, sowie die Ausrichtung auf die *NZZ* («Nabelschau»).

Dabei handelt es sich um wohl unvermeidliche Meinungsunterschiede und einen Problemkreis, auf den am Luzerner Podium Kurt Imhof eindrücklich hingewiesen hat. Die Geschichte als historische Sozialwissenschaft wird zu einer Expertenkultur mit ihren zünftischen Regeln und Zwängen, aber gerade auch sprachlich wenig Zugang zum breiteren Publikum. Eine Figur wie Edgar Bonjour, der vor fünfzig Jahren gerade auch bei den Jubiläen publizistisch sehr präsent war, ist heute kaum mehr denkbar. Eine Rolle, die sich mit identitätsstiftendem Wirken der Historiker im Nationalstaat vergleichen lässt, können in der gegenwärtigen Umbruchsituation interessanterweise eher einige Germanisten (Peter von Matt, Adolf Muschg) spielen. Gleichzeitig ist die Nachfrage nach historischer Sinnstiftung in einem nur über seine Geschichte zu erklärenden Staat wie der Eidgenossenschaft sehr gross – und umgekehrt auch die Abneigung gegen «die» Historiker, welche sich nur in der Dekonstruktion des Geschichtsbildes übten. So hat unsere Zunft in den letzten paar Jahren von einem Boom und entsprechenden Aufträgen profitiert, die aber mit manchen Anfeindungen einhergehen.

Insofern diese politischen Charakter haben, sind sie in einer Orientierungskrise unvermeidlich und deshalb hier nicht weiter zu erörtern. Dagegen muss man sich fragen, ob die erhöhte Aufmerksamkeit genutzt wurde, die dank Jubiläen und Weltkriegsdebatte den professionellen Historikerinnen und Historikern zugewendet wurde. So lässt sich wohl nicht bestreiten, dass die vier sehr interessanten AGGS-Aufsatzbände kein breiteres Publikum erreicht haben – und letztlich auch nicht darauf ausgerichtet waren, obwohl der Auftrag eigentlich so gelautet hatte. Vielleicht ist das unumgänglich: Wenn wir Geld kriegen, dann schreiben wir eben Aufsätze.

Noch diskussionswürdiger scheint mir, dass sich im Selbst- und Fremdbild die Vorstellung einer «kritischen» Geschichtsschreibung durchsetzt, welche

die überlieferten «Mythen» dekonstruiert. Damit bringe ich nichts Grundsätzliches gegen die Analyse von Geschichtsbildern vor, die mir selbst auch sehr am Herzen liegt. Aber setzen wir uns nicht auf ein gar hohes Ross, verkennen wir nicht die Bedingtheit auch der eigenen historiographischen Produktion, wenn wir das in mancher Hinsicht imposante Werk unserer Vorläufer bloss als nationalideologisch geleitete Konstruktion abtun, als welches zu entlarven uns Neunmalklugen nicht schwerfällt? Es ist insofern nicht ganz unverständlich, wenn auch bedauerlich, dass, gerade in der Weltkriegsdebatte, als Bollwerk gegen die generell als «links» (und regional offenbar eher als deutschschweizerisch) angesehene «kritische Geschichtsschreibung» ein letztlich apologetischer Quellenfetischismus vertreten wird, der die überlieferten Zitate der Betroffenen zur einzigen Grundlage dessen erklärt, «wie es wirklich gewesen ist».

Dürfen wir der Spannung zwischen unbefriedigender Quellenlage und beschränkter Interpretationsgabe einerseits und öffentlichem Deutungsbedarf andererseits ausweichen, indem wir postmodern alles zum Mythos erklären oder umgekehrt – mit Jean-François Bergiers gut gemeinter, aber missverständlicher Forderung – aufklärerisch von Mythen und Antimythen Abstand nehmen und die Wahrheit fordern? Sollten wir nicht besser mit der Einsicht leben, dass kollektive Geschichtsbilder für alle Gemeinschaften notwendig und zwangsläufig nur beschränkt wissenschaftlich sind, die Wissenschaft aber bei deren Ausgestaltung mitreden kann? Dies entspricht François Walters Imperativ: «Nous devons nous laisser instrumentaliser.» Das bedeutet: mitreden, mitstreiten (auch untereinander), die Geschichte kontrolliert (d.h. entsprechend den zünftischen Regeln) als Argument einsetzen und sie vermitteln.

Während der Luzerner Diskussion ist «Femmes Tour» als Beispiel gelungener Vermittlung angeführt worden. Dieser Erfolg macht Mut, darf aber über die Grenzen nicht hinwegtäuschen: Hier werden in einem stark akademisch geprägten Rahmen (in diesem Fall: weibliche) Gruppenidentitäten vermittelt. Ähnliche andere Beispiele sind denkbar. Was aber auf jeden Fall auch gefordert wird, sind Antworten auf die Fragen, was ein Schweizer ist, was eine Europäerin ausmacht. Von diesen Antworten, die immer auch Ausgrenzungen implizieren, sind wir betroffen ganz unbesehen unserer affektiven Nähe zu diesen politischen Zusammenschlüssen. Wenn wir nicht als Historikerinnen und Historiker bei der Formulierung solcher Antworten uneinhellig, aber mit vereinten Kräften mitreden, dann werden sie ausschliesslich von Menschen getroffen, die nicht nur bei der Instrumentalisierung von Mythen keine Hemmung haben.

Historiographie im Gedenkjahr

Eine Expertenkultur am Werk

Kurt Imhof

Die Beziehung der Geschichtswissenschaft zu Jubiläen ist belastet. Gerade in jüngster Zeit wird die sinnstiftende und legitimierende Funktion der Historiographie für sich feiernde Gesellschaften facettenreich herausgearbeitet.[1] Diese Selbstbeobachtung der Geschichtswissenschaft ist nicht neu. Ihre Hermeneutik befähigt sie, die von ihr produzierten Weltbilder selbst immer wieder als historische Artefakte zu begreifen. Das Dekonstruktive ist ihr gleichsam eigen. Allerdings wurden die Geschichtsbilder der «Mainstream-Historiographie» bisher im Rhythmus von Epochensprüngen bzw. Krisen und Umbrüchen dekonstruiert – und bis dato mit neuen Konstruktionen substituiert. Durch die Interaktion mit ausserwissenschaftlichen Akteuren konnten diese Geschichtsbilder eine beeindruckende politische Wirkung entfalten: Die moderne Gesellschaft lässt sich ohne Berücksichtigung der wirkmächtigen Konstruktionsleistungen der Nationalgeschichtsschreibung nicht beschreiben. Von den Modernisierungstheorien abgesehen, erzielten die Konstruktionen der Sozialwissenschaften nie eine vergleichbare (selbstüberzeugende) Geltung.

Wenn man nun aber den historiographischen Niederschlag in den sprachregional gegliederten schweizerischen Medienarenen im Gedenkjahr 1998 betrachtet, dann entdeckt man Neues.[2] Auf der Basis ihrer post-ideologiekritischen Selbstbeobachtung hat sich die Geschichtswissenschaft noch nie so stark als Konstrukteur beim Prozess des Nation Building verstanden, und gerade deshalb hatte sie noch nie solche Konstruktionshemmungen. Im Zuge ihrer Selbstreflexion professionalisiert sich die Profession, indem sie sich kritisch mit ihrer legitimations- und sinnstiftenden Funktion auseinandersetzt, und dies wiederum bedeutet den Verlust ihrer legitimierenden und sinnstiftenden Kraft. Damit verliert die Königin Geschichte das, was sie – pfründenreich – zur Königin gemacht hat, und sie fügt sich in die anderen Kulturwissenschaften ein. Gerade in ihrer öffentlichen Präsenz wird ersichtlich, dass die Geschichtswissenschaft in neuer Schlichtheit mehr und mehr gemäss dem Muster anderer wissenschaftlicher Expertenkulturen operiert. Wenn wir dies in wissenschaftssoziologischer Perspektive betrachten, dann

1 Vgl. etwa: Michael Mitterauer, *Millenien und andere Jubeljahre. Warum feiern wir Geschichte?* Wien 1998; Pierre Nora, *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*, Frankfurt am Main 1998.

2 Patrik Ettinger und Danièle Lenzin, *Die Jubiläen in den Printmedien. Resultat einer Medienanalyse*, 1999, in dieser Publikation S. 68–79.

lassen sich an den Charakteristika des öffentlichen Auftretens der schweizerischen Geschichtswissenschaft wesentliche Eigenheiten solcher Expertenkulturen beobachten. Ich nenne deren drei:

1. Selbstreferentielle Publikumsorientierung: Ein Überblick der Beiträge von Historikerinnen und Historikern in den Medien offenbart, dass die Mitglieder der Zunft in erster Linie für die Mitglieder der Zunft kommunizieren. Die Statusrepräsentation und das Selbstverständnis gleichermassen spiegeln sich auch in den populärwissenschaftlichen Beiträgen in einer Fachsprache, welche die Vermittlung der Ergebnisse der modernen Geschichtsforschung erschwert. Die moderne Historiographie kommuniziert, wenn sie Gelegenheit dazu hat, auch über die Massenmedien mit sich selbst. Im Unterschied zur traditionellen Nationalgeschichtsschreibung, deren Reputation massgeblich von der ausserwissenschaftlichen Resonanz abhing, stellt nun der wesentlichste Raum der Statusallokation für Historikerinnen und Historiker ihre Expertenkultur dar. Deshalb wird als Publikum eben diese Expertenkultur fokussiert.
2. Funktionale Differenzierung: Wissenschaftliche Expertenkulturen neigen ohnehin zum kleinen Territorium. Nachdem die Differenzierung der Kulturwissenschaften seit unser aller Klassiker zu einer Fülle von Fächern geführt hat, die eifersüchtig je für sich die Allokation von ökonomischem und sozialem Kapital organisieren, partikularisiert sich die Geschichtswissenschaft (gemessen an verwandten Fächern etwas verspätet, aber doch auch schon seit geraumer Zeit) in sich selbst. Zur intensivierten Selbstbeobachtung kommt die Selbstzerlegung: Die Expertinnen und Experten gruppieren sich um immer kleinere Forschungsterritorien. Dies sowie die ausgeprägte Hemmung, «grosse» Geschichtsbilder zu konstruieren, und die Affinität der gängigen diskurstheoretischen Ansätze zur Mikrodimension führen die Geschichtswissenschaft zum Punktuellen.
3. Theoretische Orientierung: Mit der Transformation der Historiographie zur Expertenkultur stirbt auch die Ereignisgeschichte im Sinne scharf konturierter Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge entlang einer – innerhalb wie ausserhalb der Profession – mehr oder weniger konsensuellen Agenda historischer Ereignisse. Je nach den impliziten oder expliziten theoretischen Zugängen multiplizieren sich die selegierten Ereignisse: Vieles und damit viel Verschiedenes erhält dadurch Relevanz. Auf diese Weise verliert das narrative Moment ebenso an Bedeutung wie der einstige literarische Gehalt. Die Geschichte als Wissenschaft geht auch diesbezüglich den Weg der anderen Kulturwissenschaften: Sie kann sich selbst – jenseits ihrer selbst – kaum mehr vermitteln: Weder ist sie in der Lage, auf eine selbstevidente Agenda historischer Ereignisse zurück-

zugreifen, noch erklärt sie – im Licht sophistizierter theoretischer Bezüge – Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge auf der Basis allgemeinverständlicher Plausibilitäten.

Diese Domestizierung der Historiographie zur wissenschaftlichen Expertenkultur ist für sie selbst wie für die Gesellschaft ein folgenreicher Prozess. Sie selbst wird im Zuge dieses Prozesses an gesellschaftspolitischer Relevanz und an universitären Pfründen einbüssen. Die Gesellschaft verliert dafür eine Sinnstiftungsinstanz, die gerade in den geschichtsträchtigen historischen Perioden – also in Phasen des Umbruchs und des Orientierungsverlusts – von grosser ausserwissenschaftlicher Bedeutung war. Weil Geschichtsbilder jedoch eine notwendige Bedingung von Gesellschaft darstellen, wird diese Aufgabe verstärkt an die Politik delegiert, und die Geschichtsschreibung, die nicht an universitäre Lehrstühle gebunden ist, wird eine Aufwertung erfahren.